

**Karl-Ludwig Sommer  
Wilhelm Kaisen  
Eine politische Biografie**





*Wilhelm Kaisen vor der Skulptur der Bremer Stadtmusikanten  
am Bremer Rathaus, 1965*

Karl-Ludwig Sommer

# Wilhelm Kaisen

## Eine politische Biografie

Herausgegeben von der  
Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung  
Bremen

Mit 110 Abbildungen

Edition Falkenberg

**Abbildungsnachweis:**

In einigen, wenigen Fällen konnten die Bildquellen nicht ermittelt werden. Ggf. wird um Nachricht an die Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung gebeten.

Friedrich Aschenbroich, Hamburg: S. 17; G.W. Bachert, Bonn: S. 487; Foto Germin (Gerd Mingram), Hamburg: S. 173; Foto Gewecke, Stadthagen: S. 343; Rudolf Klicks, Berlin: S. 279; Foto Kramer, Hamburg: S. 468; Landesbildstelle Bremen: 493, 516; Otto Lohrisch-Achilles: 166, 228, 299, 511; Presse-Foto Magnussen, Kronshagen: S. 442; Victor Meussen, Bremen: S. 146; Hilmar Pabel, Stuttgart: S. 249; Foto Schemkes, Bremerhaven: S. 95, S. 215; Georg Schmidt/BTAG: 223; Karl Edmund Schmidt: S. 67, S. 149, S. 178, S. 187, S. 211, S. 227, S. 385, S. 391, S. 399, S. 402, S. 427, S. 439, S. 457, S. 461, S. 463, S. 473, S. 501, S. 515; Claus Schwenke, Bremen: S. 131; Ernst Vogt, Bremen: S. 496. Alle übrigen Abbildungen: Staatsarchiv Bremen.

Titelbild: Otto Lohrisch-Achilles

Bei dieser Publikation handelt es sich um eine aktualisierte, korrigierte und überarbeitete Neuauflage der Kaisen-Biografie von Karl-Ludwig Sommer, die zuletzt im Jahr 2000 im Dietz-Verlag, Köln, erschienen ist.

1. Auflage 2025

Copyright © Edition Falkenberg  
Bgm.-Spitta-Allee 31, 28329 Bremen

[produktsicherheit@edition-falkenberg.de](mailto:produktsicherheit@edition-falkenberg.de)

ISBN 978-3-95494-293-0  
[www.edition-falkenberg.de](http://www.edition-falkenberg.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Außerdem behält sich der Verlag die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
Einleitung .....	9
<b>1. Kapitel:</b>	
Familiärer Hintergrund und erste politische Aktivitäten .....	23
<b>2. Kapitel:</b>	
Erster Weltkrieg und Wechsel nach Bremen .....	47
<b>3. Kapitel:</b>	
Redakteur, Abgeordneter und Senator während der Weimarer Republik .....	73
<b>4. Kapitel:</b>	
Die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft .....	111
<b>5. Kapitel:</b>	
Politischer Neubeginn und politisches Selbst- verständnis nach Ende des Zweiten Weltkriegs .....	141
<b>6. Kapitel:</b>	
Politischer und materieller Wiederaufbau in Bremen in der Nachkriegszeit und in den 1950er Jahren .....	175

**7. Kapitel:**

Gesamtdeutsche und bundespolitische Aktivitäten bis Ende der 1950er Jahre .....	235
--	-----

**8. Kapitel:**

Engagement für die europäische Einigung in den 1950er Jahren .....	293
--	-----

**9. Kapitel:**

Zerwürfnis und Ausgleich mit der Parteiführung .....	359
--	-----

**10. Kapitel:**

Die letzten Jahre der »Ära Kaisen« .....	401
--	-----

**11. Kapitel:**

Ruhestand und Rückbesinnung auf die Anfänge .....	467
---	-----

**12. Kapitel:**

Wilhelm Kaisen – Sozialdemokrat, Präsident des Senats, Staatsmann .....	499
--	-----

**Anhang**

Quellen- und Literaturverzeichnis .....	517
---	-----

Register .....	525
----------------	-----

# Vorwort

Wilhelm Kaisen ist in Bremen kein Unbekannter. Täglich queren viele Tausend Menschen die Brücke über die Weser, die seit 1980 seinen Namen trägt. Wilhelm Kaisen ist in Bremen nicht vergessen. Seit 1995 erinnert die Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung an das Lebenswerk des Bürgermeisters. Um die Grundkenntnisse zu Person und Wirken des Bürgermeisters auf eine wissenschaftlich solide Grundlage zu stellen, hatte die Stiftung im Jahre 2000 eine umfangreiche politische Biographie Wilhelm Kaisens aus der Feder des Historikers Karl-Ludwig Sommer herausgegeben, eine Veröffentlichung, die, erschienen beim Dietz-Verlag in Bonn, viel beachtet worden, aber in den Jahren danach bald vergriffen war. Der Wunsch nach einer Neuauflage blieb jedoch, nicht zuletzt von den Menschen, die nach Borgfeld kommen, um die ehemalige Siedlerstelle Wilhelm Kaisens und seiner Frau Helene zu besuchen und dort mehr über das Wirken des großen Bürgermeisters zu erfahren.

Nun hat sich die Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung zu einer Neuauflage Karl-Ludwig Sommers politischer Biographie entschlossen. Satzungsgemäß will sie hiermit erneut einen Beitrag dazu leisten, das Andenken an das Wirken und die Leistungen Wilhelm Kaisens und seiner Ehefrau Helene für die Freie Hansestadt Bremen und deren Bürger und Bürgerinnen der Nachwelt zu erhalten.

Bewusst ist es dabei bei einer politischen Biographie geblieben, um so mehr, als inzwischen die Erinnerungen Ilse Kaisens an »Unser Leben in Borgfeld« vorliegen.

Der Text der Neuauflage ist abgesehen von einigen Korrekturen und redaktionellen Änderungen gegenüber der Erstauflage im wesentlichen

unverändert. Hinweise auf zwischenzeitlich erschienene Darstellungen zur privaten Lebensführung in Borgfeld und spezifischen Aspekten der politischen Tätigkeit Wilhelm Kaisens wurden in die Anmerkungen zum Text eingearbeitet. Die Quellenhinweise auf Unterlagen aus dem im Staatsarchiv Bremen verwahrten Nachlass Kaisen wurden auf den Stand der zwischenzeitlich erfolgten Verzeichnung des Bestands gebracht. Der Bildanteil ist um einige neue Fotos ergänzt.

Lebensbeschreibung im historischen Kontext, Persönlichkeit und politische Botschaft.

Wilhelm Kaisen, aktuell, damals wie heute.

Hartmut Müller  
Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung

# Einleitung

Am 17. Juli 1965 versammelten sich in der Oberen Halle des Bremer Rathauses führende Politiker des Bundes und der Länder, Mitglieder des Bremer Senats und Abgeordnete der Bremischen Bürgerschaft sowie viele Gäste aus Bremen und von außerhalb, um Wilhelm Kaisen, den langjährigen Bürgermeister und Präsidenten des Senats der Freien Hansestadt Bremen, mit einem feierlichen Festakt – den Kaisen selbst übrigens für völlig überflüssig hielt – in den Ruhestand zu verabschieden. Fast auf den Tag genau 20 Jahre, nachdem er am 1. August 1945 von der amerikanischen Militärregierung zum Präsidenten des ersten Bremer Nachkriegs senats ernannt worden war, und nach insgesamt 25jähriger Zugehörigkeit zum Senat in der Zeit von 1928 bis 1933 und seit 1945 legte Kaisen als damals Dienstältester der Länderministerpräsidenten aus Altersgründen alle von ihm ausgeübten öffentlichen politischen Ämter nieder, um sich auf seinen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb in Borgfeld am östlichen Stadtrand Bremens »aufs Altenteil« zurückzuziehen. Diesen Schritt hatte er seit dem triumphalen Erfolg der Sozialdemokraten bei der Wahl zur Bremischen Bürgerschaft im Oktober 1959 wiederholt in Aussicht gestellt und 1962 sogar öffentlich für Herbst 1963 angekündigt, um ihn dann im Alter von 78 Jahren – letztendlich doch nicht ganz aus freien Stücken – zu vollziehen.

Im Rahmen des Festaktes würdigte zunächst sein Nachfolger Willy Dehnkamp das Wirken Kaisens in und seine Verdienste um Bremen, die den Senat und die Bürgerschaft veranlassten, ihm die Senatsmedaille in Gold zu verleihen und ihn darüber hinaus mit der nur in ganz seltenen Ausnahmefällen vorgenommenen Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Bremen auszuzeichnen. Dehnkamp stellte in diesem Zusammen-

hang ausdrücklich fest, »dass diese Ehrung niemals jemandem mit mehr Recht angetragen wurde«, nachdem er zuvor bereits als Resümee eines kurzen, zusammenfassenden Rückblicks auf Kaisens politische Tätigkeit erklärt hatte: »Hier hat ein ganzer Mann mit seiner ganzen Kraft seiner Stadt, seinem Volk und seiner Zeit gedient.« Der nächste Redner, Bundespräsident Heinrich Lübke, hob Kaisens außergewöhnliche Fähigkeit hervor, »wirtschaftliche, soziale und politische Verhältnisse mit wenigen Worten klar darzustellen« und wies außerdem auf den besonderen Stellenwert hin, den die Arbeit als Landwirt, die Kaisen 1934 begonnen und auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs neben seinen Amtsgeschäften ausgeübt hatte, für seine politische Tätigkeit gehabt habe; eine Bemerkung, die für Lübke, den ehemaligen Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, zweifellos nahe lag. Anschließend stellte Georg August Zinn, der amtierende Präsident des Bundesrates, heraus, dass Kaisen als Regierungschef des Landes Bremen während der ersten Nachkriegsjahre in der nicht immer einfachen Zusammenarbeit mit der US-amerikanischen Militärregierung, als Mitglied des Bundesrats und auf seinen Auslandsreisen maßgeblich dazu beigetragen habe, nach dem totalen Zusammenbruch den Wiederaufbau einer deutschen Selbstverwaltung bis hin zur Gründung der Bundesrepublik in die Wege zu leiten. Auch sei Kaisen kompromisslos für eine partnerschaftliche, die jeweils besonderen Aufgaben respektierende Zusammenarbeit zwischen Bund und Ländern eingetreten und habe zudem unbeirrbar auf die Eingliederung Deutschlands in eine europäische Staatengemeinschaft hingearbeitet. Nach kurzen Grußadressen von Bundesratsminister Niederalt in Vertretung von Bundeskanzler Erhard und Bundesfinanzminister Dahlgrün in Vertretung des damaligen FDP-Vorsitzenden Erich Mende porträtierte schließlich Bürgerschaftspräsident August Hagedorn, der wegen einer lebensbedrohenden Erkrankung seiner Frau auf die Teilnahme am Festakt verzichtet hatte und seine Rede durch seinen Stellvertreter verlesen ließ, Kaisen als sozialdemokratischen Staatsmann. Sein politisches Engagement habe von Anfang an der Erlangung der vollen politischen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung der Arbeiterschaft gegolten, wobei er allerdings nie »ein bequemer Parteigänger« der SPD gewesen sei, sondern immer seine eigene, »durch die Einsicht in die großen Sachzu-

sammenhänge des gesellschaftlichen und geschichtlichen Geschehens« geprägte Meinung vertreten und dadurch weit über den Kreis der Mitglieder und Anhänger der eigenen Partei hinaus Autorität und Ansehen erworben habe.<sup>1</sup>

Das Schlusswort dieses Festaktes blieb Kaisen selbst vorbehalten. Entgegen der sonst von ihm bei vergleichbaren Anlässen geübten Gepflogenheit, sich auf relativ kurze, allenfalls anhand eines Stichwortkonzepts frei formulierte und oft mit einem kräftigen Schuss Humor gewürzte Ausführungen zu beschränken, trug er eine kompakt ausformulierte Rede vor. Darin stellte er zunächst einmal klar, dass er sich die ihm zugeschriebenen Verdienste keinesfalls allein zurechnen könne, sondern dass die Leistung aller Kollegen im Senat, die Arbeit der Bürgerschaft, in der über die Parteigrenzen hinweg in allen für Bremen existenziellen Fragen immer Einigkeit mit dem Senat bestanden habe, und schließlich die kompetente Aufgabenerfüllung der vielen Mitarbeiter der bremischen Verwaltung eine unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg seines politischen Wirkens gewesen sei. Außerdem hätten seine Sekretärin, mit der er während der gesamten 25 Jahre seiner Zugehörigkeit zum Senat zusammengearbeitet habe, wesentlichen Anteil daran gehabt und ganz besonders seine Frau, die im Kaisen'schen Haus in Borgfeld, dem »zweiten Bremer Rathaus«, viele derjenigen, die sich mit persönlichen Sorgen und Nöten an den Bürgermeister gewandt hätten, empfangen und ihnen mit Rat und Tat zur Seite gestanden habe. Anschließend zog er eine knappe persönliche Bilanz seiner Amtszeit als Präsident des Senats, in der er sich unter ausdrücklicher Betonung seines guten persönlichen Verhältnisses zu Bundeskanzler Adenauer für die Hilfe bedankte, die Bremen durch den Bund zuteilgeworden sei, und die Bereitschaft der anderen Bundesländer würdigte, auf besondere Belange Bremens Rücksicht zu nehmen, wobei er insbesondere auf die geplante Gründung einer Universität in Bremen hinwies, die er als das große bremische Zukunftsprojekt bezeichnete. Vergleichsweise ausführlich befasste er sich mit der Wiederher-

---

1 Festakt der Bürgerschaft und des Senats aus Anlass des Ausscheidens des Präsidenten des Senats, Herrn Bürgermeister Wilhelm Kaisen, am 17.Juli 1965 im Rathaus, Sonderdruck o.O., o.J. (Bremen 1965).



*Kaisen und seine Sekretärin Sophie Baun in Kaisens Arbeitszimmer  
im Rathaus, 1964*



*Helene und Wilhelm Kaisen, 1962*

stellung der Selbständigkeit Bremens, seinem aus eigener Sicht wohl größten politischen Erfolg, um die es ihm nicht aus Sentimentalität oder kleinlicher Rivalität mit Niedersachsen gegangen sei, sondern weil Bremen nur als selbständiges politisches Gemeinwesen seiner besonderen Funktion als Hafen- und Handelsplatz gerecht werden könne, die es – wie früher im Reich, so auch in der Bundesrepublik – als »Treuhänder des gesamten Volkes« wahrnehme. Zudem sei sie die Voraussetzung für die beeindruckenden Wiederaufbauleistungen im Bereich der Wirtschaft, des Wohnungsbaus und der kommunalen Infrastruktur in Bremen gewesen, die allerdings, wie Kaisen mahnend hinzufügte, bislang erst finanziert, jedoch noch nicht bezahlt seien und damit eine Hypothek darstellten, die Bremen »noch einige Jahrzehnte« zu einer sparsamen, der eigenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Rechnung tragenden Haushaltsführung verpflichteten.<sup>2</sup>

Knapp vier Wochen später bedankten sich dann die Sozialdemokraten am 13. August 1965 mit einer eigenen Großkundgebung in der Bremer Stadthalle bei ihrem langjährigen »Vormann« im Rathaus, die zugleich mit ausdrücklicher Zustimmung Kaisens als Auftaktveranstaltung für die heiße Phase des Bundestagswahlkampfes in Bremen diente. Nach kürzeren Ansprachen des Landesvorsitzenden Moritz Thape und des Fraktionsvorsitzenden Richard Boljahn hielt Carlo Schmid, Vizepräsident des Bundestages und stellvertretender Vorsitzender der Bundespartei, der in Bremen allerdings besonders als Mitglied der »Regierungsmannschaft« der SPD für die kommende Wahl herausgestellt wurde, die eigentliche Festrede, in der er einleitend betonte, dass Kaisen nicht verabschiedet, sondern lediglich für seine bisherige politische Tätigkeit »verdankt« werden solle, weil er der Partei auch nach seinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Amt erhalten bleibe. Er würdigte Kaisen in einem ausführlichen, differenzierten und einfühlsamen Porträt als herausragenden sozialdemokratischen Politiker, der seiner Partei ungeachtet der wiederholten Meinungsverschiedenheiten mit ihrer Führung unverbrüchlich die Treue gehalten habe. Seine politische Leistung und seine Verdienste gerade auch um Deutschland und Europa ließen sich nur aus seiner festen Verwurzelung in der deutschen Sozialde-

---

2 Ebd.



*Carlo Schmid und Kaisen auf der Abschiedsveranstaltung  
der Bremer SPD am 13.8.1965*

mokratie erklären und begreifen; die Partei und alle Deutschen könnten stolz sein auf Kaisen, der als »Urbild« des verantwortungsbewussten Staatsbürgers »ein Muster dessen vorgelebt (habe), was Seele und Geist unserer Partei ausmacht.«<sup>3</sup> Anschließend hatte Kaisen erneut das Schlusswort, das er – dieses Mal frei sprechend und mit den gewohnten launigen Passagen garniert – ganz dem zweiten Zweck dieser Veranstaltung anpasste, indem er keine persönliche Bilanz zog, sondern die historische Leistung der SPD beim Kampf um die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft und beim Wiederaufbau sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte.

Bemerkenswert bei diesem Abschiedszeremoniell ist aus der Rückschau zunächst einmal, dass bei der Veranstaltung am 13. August das besondere historische Datum – der vierte Jahrestag des Baus der Berliner Mauer – abge-

---

3 SPD-Pressemitteilungen und -informationen, Nr. 25/65 vom 13.8.1965  
»Betr.: Wilhelm Kaisen«.

sehen von einer kurzen Bemerkung Kaisens, dass der damalige status quo in Deutschland nicht auf Dauer hingenommen werden dürfe, sich jedoch nur auf dem Wege von Gesprächen mit der Sowjetunion und den östlichen Nachbarstaaten Deutschlands ändern lassen werde, keine besondere Beachtung fand. Dies macht deutlich, dass Mitte der 1960er Jahre die Spaltung Deutschlands, deren Verfestigung und Vertiefung Bundeskanzler Adenauer mit dem von ihm verfolgten außenpolitischen Kurs des absoluten Vorrangs der Eingliederung Westdeutschlands in das westliche Bündnissystem ungeachtet aller anders lautenden öffentlichen Erklärungen bewusst in Kauf genommen hatte, nicht nur bei den damaligen Bonner Regierungsparteien als *fait accompli* hingenommen wurde. Auch aus Sicht der SPD, die Adenauers Politik insbesondere in der ersten Hälfte der 1950er Jahre immer wieder unter Hinweis auf die absehbar negativen Konsequenzen für das in der Präambel des Grundgesetzes beschworene Ziel der Wiedervereinigung energisch widersprochen hatte, war die Deutsche Frage offensichtlich kein Thema mehr, aus dem sich bei der bevorstehenden Bundestagswahl hätte Kapital schlagen lassen. In Bremen kam hinzu, dass am 10. August 1965 die Veranstaltungen aus Anlass des 1000. Jahrestages der Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechts begonnen hatten und die Feststimmung augenscheinlich nicht durch Hinweise auf die fortbestehenden Hypotheken der nationalsozialistischen Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs getrübt werden sollte.

Zum anderen fällt auf, dass alle Redner, die Kaisens politisches Wirken mit längeren Beiträgen würdigten, ungeachtet ihres tatsächlichen Lebensalters derselben Politikergeneration zuzurechnen waren wie er selbst. Für den gut ein Jahr jüngeren Hagedorn stand dies ebenso außer Frage wie für den sechs Jahre jüngeren Lübke, der damals eindeutig zur »alten Garde« der bundesdeutschen Politiker zählte. Zu Schmid, Zinn und Dehnkamp bestand mit 10, 14 bzw. 16 Jahren zwar schon ein recht deutlicher Altersunterschied, aber auch sie gehörten unmittelbar zu den viel zitierten »Männern der ersten Stunde« bzw. zu deren langjährigen politischen Weggefährten: Schmid hatte nach Ende des Zweiten Weltkriegs den Landesvorsitz der SPD in Württemberg-Hohenzollern übernommen, leitende Funktionen in der dort von der französischen Militärregierung eingesetzten deutschen Zivilverwaltung und der ersten gewählten Landesregierung ausgeübt und als Vorsitzender des Hauptausschusses des Parlamentarischen Rates ent-

scheidenden Anteil an der Ausarbeitung des Grundgesetzes gehabt; Zinn amtierte seit 1947 als Landesvorsitzender der SPD und seit 1950 als Ministerpräsident in Hessen, und Dehnkamp hatte in den Nachkriegsjahren eine führende Rolle beim Wiederaufbau der SPD und der Gewerkschaften in Bremen-Nord gespielt und gehörte seit 1951 als Leiter des Ressorts Schulen und Bildung dem Bremer Senat an. Die »jungen Leute« insbesondere aus der SPD hielten sich dagegen sichtlich zurück: Thape und Boljahn beschränkten sich am 13. August im Grunde auf Pflichtübungen, und die Mitglieder der Anfang der 1960er Jahre etablierten neuen bundespolitischen Führungsriege der SPD um Willy Brandt, Herbert Wehner und Fritz Erler ließen es damit bewenden, Kaisen in mehr oder minder ausführlichen persönlichen Briefen ihre Hochachtung für sein politisches Wirken an der Spitze des Bremer Senats zu bekunden. Sein Rücktritt war für sie ein Stück des von ihnen bereits seit einiger Zeit als überfällig erachteten Generationswechsels; seinen politischen Grundüberzeugungen und seinem patriarchalischen Amtsverständnis zollten sie zwar Respekt, betrachteten beides aber eher als altväterlich und den politischen Anforderungen, die sich Mitte der 1960er Jahre angesichts der nachhaltigen Veränderungen der internationalen politischen Konstellation sowie der wirtschaftlich-technologischen Entwicklung und des tief greifenden gesellschaftlichen Wandels in der Bundesrepublik seit Ende des Zweiten Weltkriegs stellten, nicht mehr angemessen.

Obwohl Wilhelm Kaisen zum Zeitpunkt seines Rücktritts den Höhepunkt seiner politischen Laufbahn offenkundig bereits überschritten hatte, verfügte er damals in seiner Heimatstadt über ein geradezu legendäres persönliches Renommee. Und auch außerhalb Bremens galt er nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in den westeuropäischen Nachbarländern und besonders in den USA vielfach als Musterbeispiel eines absolut integren, bodenständigen Politikers, der sein Handeln nicht von persönlichem Ehrgeiz oder parteitaktischen Erwägungen leiten ließ, sondern sich allein den Interessen seiner Heimatstadt verpflichtet fühlte und deren besondere Belange hartnäckig und zumeist erfolgreich im jeweiligen überregionalen oder internationalen Zusammenhang zur Sprache brachte. Dies war zugleich ein Faktor, der wesentlich zu Kaisens außerordentlicher Popularität in Bremen beitrug, die außerdem auf das von ihm selbst immer wieder beschworene »Bündnis von Kaufleuten und Arbeiterschaft« zurückzuführen war, also die Zusammenar-



*Kaisen in der Küche seines Hauses  
in Borgfeld, 1950*

beit der SPD mit bürgerlichen Parteien in einem Koalitionssenat, an der Kaisen auch dann unbeirrt festhielt, als die Wahlergebnisse seit Mitte der 1950er Jahre den Sozialdemokraten in Bremen eine Alleinregierung erlaubt hätten. Darüber hinaus beruhte sie nicht zuletzt auf seiner geradezu sprichwörtlichen Bereitschaft, sich der Sorgen und Nöte der »kleinen Leute« anzunehmen, die sich schriftlich an ihn wandten oder auch direkt in seinem Dienstzimmer im Bremer Rathaus, zumeist aber eben bei seiner Frau in Borgfeld vorsprachen. Ergänzt wurden diese primär politischen Momente schließlich durch Kaisens unprätentiöses Auftreten, das den Eindruck vermittelte, er erledige seine politischen Aufgaben mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie andere Leute ihre tägliche Arbeit, eine entwaffnende Natürlichkeit im Umgang mit Besuchern und Gesprächspartnern ohne Ansehen ihres jeweiligen gesellschaftlichen oder politischen Status, sowie seine schlichte, bescheidene Lebensführung, die keinerlei Stoff für Sensationen oder gar Skandale bot.

An der Stilisierung zu einem über den Niederungen der Parteipolitik stehenden, volkstümlichen und fürsorglichen »Landesvater«, die bei seinem Rücktritt und auch bei späteren Anlässen – insbesondere in den örtlichen Zeitungen – des Öfteren bis hin zu einem »Kaisen-Mythos« ging, wirkte Kaisen selbst nicht aktiv mit. Er leistete ihr jedoch indirekt Vorschub, indem

er zum einen sein Privat- und Familienleben mit Ausnahme einiger weniger Kindheitserlebnisse und Jugenderinnerungen der öffentlichen Neugier fast vollständig entzog. Zum anderen gab er sich auch keine Mühe, der Verklärung seiner Person und seiner politischen Tätigkeit entgegenzuwirken und fühlte sich noch nicht einmal veranlasst, sachlich falsche Angaben zu seiner Vita richtig zu stellen, wie etwa die von einem Journalisten Anfang der 1960er Jahre in die Welt gesetzte und anschließend von vielen seiner Kollegen immer wieder aufgegriffene Mär, dass Kaisen zwar gebürtiger Hamburger, aber eigentlich doch ein »echter Bremer« sei, weil sein Vater aus Bremen stamme und erst nach einer Ausweisungsverfügung auf Grund des 1878 erlassenen Sozialistengesetzes nach Hamburg umgezogen sei. Ganz besonders großzügig zeigte sich Kaisen in dieser Hinsicht gegenüber seinem langjährigen Weggefährten Alfred Faust, der in den 1950er Jahren als Presse-sprecher des Bremer Senats in regelmäßig von Radio Bremen gesendeten Kommentaren zum Zeitgeschehen sowie einer Vielzahl eigener Zeitungs-artikel und für andere Journalisten zusammengestellter Presseinformatio-nen die Öffentlichkeit über das Wirken des Präsidenten des Bremer Senats unterrichtete, in denen Wahrheit und Dichtung des Öfteren eine enge Sym-biose eingingen, wie Kaisen durchaus klar war.<sup>4</sup>

Jenseits dieses Bildes, das bis heute gerade in Bremen die Erinnerung an Wilhelm Kaisen weithin bestimmt, soll nun in den folgenden Kapiteln der Versuch gemacht werden, die Grundlagen, die zeitspezifischen Begleit-umstände und die Ergebnisse seiner politischen Tätigkeit darzustellen und ihren Stellenwert für die politische Entwicklung in Bremen und West-deutschland, insbesondere in der Zeit nach Ende des Zweiten Weltkriegs, zu bestimmen. Es wird also nicht darum gehen, ein Lebensbild des Menschen und Politikers Wilhelm Kaisen zu entwerfen, sondern es wird sich explizit um eine politische Biografie handeln, die sich nur insoweit intensiver mit der Person Wilhelm Kaisen befassen wird, als dies zur Erklärung seiner politischen Grundüberzeugungen und seines konkreten politischen Handelns

---

4 Hartmut Müller, Schicksalsjahr 1933. Wilhelm Kaisen – Mythos und Wirklichkeit. Eine Spurensuche, Bremen 2017 (= Schriftenreihe Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung, Reihe: Einzelschriften), S. 6.

unerlässlich ist. Ausschlaggebend dafür ist zunächst einmal der Respekt vor Kaisens Entscheidung, der Öffentlichkeit nur in ganz engen Grenzen Einblick in sein Privat- und Familienleben zu gestatten, an die er sich auch bei der Abfassung seiner Lebenserinnerungen<sup>5</sup> sowie in späteren Interviews hielt und die er so konsequent traf, dass sich auch in seinem umfangreichen Nachlass nur wenige Unterlagen befinden, die diesbezüglich für die Zeit nach Kaisens Übersiedlung nach Bremen im Sommer 1919 weitergehende Aufschlüsse erlauben.<sup>6</sup> Zum Zweiten wird die grundsätzlich richtige methodische Überlegung, psychologische Erkenntnisse für die historische Biografieforschung nutzbar zu machen, erheblich überstrapaziert, wenn das politische Verhalten einzelner Personen unter dem Schlagwort »Psychohistorie« im Wesentlichen aus individuellen Prädispositionen und kollektiven, zeitspezifischen Prägungen erklärt werden soll. Dies bedeutet in letzter Konsequenz eine Absage an die Vorstellung vom Menschen als einem vernunftbegabten, zu selbstständigem Denken und Handeln fähigen Wesen, das in einer gegebenen Situation zu eigenverantwortlichen Entscheidungen in der Lage ist, und zwar in vollem Bewusstsein, für deren Folgen auch einstehen zu müssen. Außerdem wird bei einem derartigen Vorgehen die ureigene Aufgabe einer historischen oder politischen Biografie verfehlt, die über die Nachzeichnung des Lebensweges einer Person und der Motive ihres Handelns hinaus darin besteht, historische Situationen und politische Gegebenheiten am Beispiel dieser Person, die sie erleidend und gestaltend miterlebte, deutlich werden zu lassen.

Der besondere Reiz und der wissenschaftliche Erkenntniswert eines solchen Vorgehens bestehen darin, die bereits in Überblicksdarstellungen sowie in Spezialstudien unter spezifischen Fragestellungen untersuchten geschichtlichen Vorgänge und Entwicklungen aus einem personenbezogenen Blickwinkel zu betrachten und dadurch zu neuen Einsichten zu

---

5 Wilhelm Kaisen, *Meine Arbeit, mein Leben*, München 1967.

6 Einen persönlichen Rückblick auf die Zeit seit dem Umzug der Familie nach Borgfeld bietet Ilse Kaisen, *Unser Leben in Borgfeld. Zur Erinnerung an meine Eltern und Geschwister; Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung Bremen* (Hrsg.), Bremen 2009 (Privatdruck).

gelangen. Diese Erwartung ist nicht zuletzt deshalb gerechtfertigt, weil für biografische Studien in aller Regel auf Materialien zurückgegriffen werden kann, die bislang überhaupt noch nicht oder nur selektiv in einschlägigen Untersuchungen berücksichtigt wurden. Dies trifft auch im Falle Wilhelm Kaisens zu, dessen umfangreicher Nachlass<sup>7</sup> für die nachfolgende Darstellung erstmals komplett ausgewertet wurde. Ergänzend wurden Unterlagen aus den Nachlässen anderer Politiker, mit denen Kaisen auf Grund seiner Tätigkeit als Präsident des Bremer Senats in engerem Kontakt stand oder sich im Rahmen der in der SPD nach Ende des Zweiten Weltkriegs geführten innerparteilichen Diskussionen abstimmte bzw. kontrovers auseinandersetzte, sowie Kaisens Lebenserinnerungen herangezogen. Sie sind allerdings in Bezug auf historische Fakten häufig nicht sonderlich zuverlässig und geben insofern vor allem Aufschluss über sein politisches Selbstverständnis am Ende seiner aktiven Laufbahn und darüber, welche Ereignisse und Themen aus diesen Jahren er im Rückblick für besonders wichtig hielt.<sup>8</sup>

Wilhelm Kaisens politisches Engagement erstreckte sich über einen Zeitraum von rund 80 Jahren vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Ende der 1970er Jahre; angefangen mit dem Besuch von Schulungskursen und Parteiversammlungen vor seinem Eintritt in die SPD im Jahre 1905 und – unterbrochen durch die erzwungene Passivität während der nationalsozialistischen Herrschaft – endend erst geraume Zeit nach seinem Rücktritt als Präsident des Senats mit seinem Tod im Dezember 1979. Er

- 
- 7 Der ganz überwiegende Teil dieses Nachlasses, der allerdings nur sehr wenige die Jahre der Weimarer Republik betreffende Unterlagen enthält, befindet sich im Staatsarchiv Bremen; auf der website der Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung ist ein Findbuch zu diesem Bestand als pdf-Datei verfügbar. Ein nur wenige Aktenordner umfassender Rest, der vor allem Unterlagen zur Thematik »Europäische Einigung« aus den 1950er und 1960er Jahren enthält, liegt im Archiv der sozialen Demokratie, Bonn.
  - 8 Kaisen verfasste das Manuskript im Winter 1966/67, ohne auf persönliche Unterlagen oder Amtsakten Bezug zu nehmen, weil er ganz bewusst keine Memoiren im üblichen Sinne verfassen, sondern über sein Leben »erzählen« wollte: Meine Arbeit, mein Leben, S. 7, sowie mündliche Informationen Ilse Kaisen.

erlebte vier unterschiedliche Staatsordnungen in Deutschland bewusst mit und war aktiv am Aufbau der Weimarer Republik und der Bundesrepublik Deutschland beteiligt. In seinen Lebenserinnerungen gab er einen persönlichen Bericht über diese politische Tätigkeit, den er ausdrücklich als »Beitrag zur Beurteilung der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung der arbeitenden Bevölkerung in diesem Jahrhundert« verstanden wissen wollte, wobei er zugleich betonte, dass dieser Bericht von ihm als Arbeiter verfasst worden sei, »und zwar als einem der vielen, zu denen ich mich immer mit Stolz bekannt habe und auch weiterhin bekennen werde.<sup>9</sup> Dementsprechend nehmen Erlebnisse und Erfahrungen aus der Zeit bis zum Zusammenbruch der Weimarer Republik und aus den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs, in denen die Arbeiterschaft in Deutschland die entscheidenden Phasen ihrer politischen und gesellschaftlichen Emanzipation durchlief, breiten Raum ein, während Kaisen seine politischen Aktivitäten in den 1950er und der ersten Hälfte der 1960er Jahre nur ausschnitthaft und recht oberflächlich schildert. Dies ist auf Grund seines Selbstverständnisses, des geringen zeitlichen Abstands zu diesem Abschnitt seines Wirken bei der Abfassung seiner Lebenserinnerungen sowie nicht zuletzt unter Berücksichtigung der Tatsache verständlich, dass die SPD ihr großes Ziel, durch Übernahme der Regierungsverantwortung im Bund die volle Gleichberechtigung mit den bürgerlichen Parteien in der Bundesrepublik Deutschland augenfällig unter Beweis zu stellen, zum damaligen Zeitpunkt mit der Beteiligung an der Großen Koalition noch nicht vollends erreicht hatte. In der Rückschau sind die aus dieser Sichtweise gewonnenen Einsichten jedoch von geringerem Interesse als die unmittelbaren Folgen und die bleibende Bedeutung, die Wilhelm Kaisens politische Tätigkeit für die Entwicklung in Bremen, in Deutschland und in Europa nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte. Sie werden im Mittelpunkt der nachfolgenden Darstellung stehen.

---

9 Meine Arbeit, mein Leben, S. 7.



# 1. Kapitel: Familiärer Hintergrund und erste politische Aktivitäten

Carl Wilhelm Kaisen wurde am 22. Mai 1887 als zweites von fünf Geschwistern in Hamburg geboren. Sein Vater Henrik (Hinrich) Kaisen, damals 27 Jahre alt, stammte aus einem kleinen Ort an der Geltinger Bucht östlich von Flensburg und war nach dem frühen Tod seines Vaters, der 1864 als Soldat der dänischen Armee im deutsch-dänischen Krieg ums Leben gekommen war, als Hütejunge in ärmlichen Verhältnissen ohne geregelte Schulbildung aufgewachsen. Im Alter von 14 Jahren war er nach Hamburg gekommen, wo er sich zunächst als Knecht verdingte, anschließend eine Lehre als Maurer erfolgreich abschloss und nach längerer Tätigkeit im erlernten Beruf schließlich seinen Lebensunterhalt als Fabrikarbeiter verdiente. Die Mutter Minna Kaisen stammte ebenfalls vom Land, und zwar aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Elmshorn, wo sich ihr Vater, der Sohn eines Besenbinders, bis zum Verwalter eines kleinen Gutes hochgearbeitet hatte und in materiell gesicherten Verhältnissen lebte. Das Landleben und die zielstrebige, lebensbejahende Grundeinstellung des Großvaters, dessen Leitspruch »Kiek nich in'n Muuslock, kiek in de Sünn!«<sup>10</sup> Wilhelm Kaisen Zeit seines Lebens auch als eigene Maxime betrachtete, beeindruckten den kleinen Wilhelm nachhaltig, der als Kind in den Sommerferien regelmäßig bei den Großeltern zu Besuch war. Noch in den 1950er und 1960er Jahren schwärmte er von den reichhaltigen Mahlzeiten, die er dort erhielt, und der unbeschwert, durch keinerlei Verpflichtungen eingeschränkten Zeit, die er dort verbrachte,

---

10 Schau nicht in ein Mauseloch, schau in die Sonne!



*Mette und Fester Jantzen, die Großeltern mütterlicherseits, 1875*

weil sich beides so grundlegend von den Bedingungen im eigenen Elternhaus unterschied.<sup>11</sup>

Zum Zeitpunkt von Wilhelms Geburt wohnten seine Eltern in Eppendorf, damals einer der typischen Arbeitervororte an der Peripherie Hamburgs, der verwaltungsmäßig zum eigentlichen Stadtgebiet gehörte. Die Stadt Hamburg, deren Bevölkerung und Wohngebiete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ungeachtet der zunehmenden wirtschaftlichen Bedeutung als Hafen- und Handelsplatz nur allmählich gewachsen waren, durchlief in den folgenden knapp siebzig Jahren eine Phase stürmischer Expansion. Die Einwohnerzahl verdreifachte sich in der Zeit zwischen 1850 und

---

11 Brief Wilhelm Kaisen an Franz Breckwoldt vom 20.11.1953: StAB 7,97/2-24; Abschrift eines am 8.1.1964 vom Schulfunk des SFB ausgestrahlten Interviews mit Wilhelm Kaisen: StAB 7,97/4-8.



*Hinrich und Minna Kaisen  
mit Wilhelm (oben) und  
seinem Bruder Friedrich, 1889*

1890 von etwa 200 000 auf mehr als 600 000 und überschritt noch vor Beginn des Ersten Weltkriegs die Millionengrenze, obwohl Altona und die angrenzenden Ortschaften im Westen, die heute ganz selbstverständlich als Stadtteile Hamburgs gelten, damals noch selbstständig waren und politisch zum Königreich Dänemark bzw. seit 1864 dann zur preußischen Provinz Schleswig-Holstein gehörten. Die explosionsartige Bevölkerungszunahme ließ in den außerhalb der alten Befestigungsanlagen im Norden und Osten des Stadtcores gelegenen Gebieten neue Wohnquartiere aus dem Boden schießen, die zwar von der Fläche her weniger als 10 % dieser bis dahin rein ländlichen Außenbezirke ausmachten, aber eine nahezu ebenso hohe Einwohnerdichte aufwiesen wie die alten Arbeiterwohnviertel mit den berüchtigten »Gängen« in der Nähe des Hafens und die angrenzenden, ebenfalls überwiegend proletarisch geprägten Vorstädte St. Pauli und St. Georg. Bei den Bewohnern dieser neuen Quartiere handelte es sich überwiegend um Zuzügler aus dem Umland, die im Gegensatz zu dem alteingesessenen Pro-

letariat, das vor allem in der Schifffahrt, im Hafen und in den damit zusammenhängenden Handelsbetrieben beschäftigt war, in der auch in Hamburg in den Gründerjahren rasch aufstrebenden Industrie, in handwerklichen Berufen und im Dienstleistungsbereich Arbeit fanden. Um 1890 lebte hier bereits mehr als ein Fünftel aller Einwohner Hamburgs, der Anteil derjenigen, die als lohnabhängige Arbeiter, Gehilfen oder Lehrlinge beschäftigt waren, lag in diesen Bezirken zwischen 65 % und 75 %.<sup>12</sup>

Die Lebensverhältnisse in diesen neuen Arbeitervierteln unterschieden sich nicht wesentlich von denen in vergleichbaren Gegenden anderer Großstädte im In- und Ausland gegen Ende des 19. Jahrhunderts, aber sie waren doch deutlich schlechter als beispielsweise in Frankfurt, Leipzig oder Bremen. Dies war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die für die Klassen gesellschaft des Wilhelminischen Deutschland typische strenge Abgrenzung von Ober-, Mittel- und Unterschicht in Hamburg zusätzlich durch eine geographische Abschottung gestützt wurde. Nach dem großen Brand, der Anfang Mai 1842 weite Teile der Hamburger Innenstadt zerstört hatte, war die bis dahin bestehende Nachbarschaft von Wohn- und Geschäftshäusern der Kaufleute und Reeder mit Wohnquartieren der bei ihnen Beschäftigten sukzessive beendet worden. Die Angehörigen des Großbürgertums verlegten ihren Wohnsitz in gehobene, fast ausschließlich von Standesgenossen bewohnte Stadtteile, die sich ringförmig um die Außenalster gruppierten. Die vom mittleren und kleinen Bürgertum bevorzugten Wohngebiete bildeten einen daran angrenzenden, zweiten Ring, der wiederum von den Arbeitervierteln als dem dritten und letzten Ring der städtischen Bebauung eingeschlossen wurde. Diese regionale Absonderung hatte zur Folge, dass Kinder aus großbürgerlichen Familien häufig erst als Erwachsene erstmals in eine angrenzende Wohngegend, geschweige denn in ein Arbeiterviertel kamen und umgekehrt Bewohner der Arbeiterquartiere nur dann in ein »besseres« Viertel gingen, wenn sie beruflich dort zu tun hatten. Zugleich erleichterte sie es den Mitgliedern der wirtschaftlich und politisch tonangebenden Ober schichtfamilien, die Zustände in den Arbeitervierteln lange Zeit zu ignorieren.

---

12 Richard J. Evans, Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830 – 1910, Reinbek 1990, S. 81 ff.

ren und an überkommenen politischen Maximen und Strukturen festzuhalten, die in Hamburg erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in Frage gestellt und aufgebrochen wurden, während dieser Reformprozess etwa in Bremen und vielen anderen Städten und Regionen Deutschlands spätestens seit der Revolution von 1848/49 in Gang gekommen war.

Da die Entwicklung der kommunalen Infrastruktur in Hamburg im ausgehenden 19. Jahrhundert auf Grund dieser besonderen Gegebenheiten deutlich hinter der Bevölkerungszunahme und der Ausweitung des Stadtgebiets zurückblieb, wurden auch die neuen Arbeiterviertel sehr schnell zu sozialen Brennpunkten, wie es die alten Quartiere seit langem waren. Das Fehlen städtischer Verkehrseinrichtungen hatte zur Folge, dass Arbeitersiedlungen in den Außenbezirken in der Regel in unmittelbarer Nachbarschaft von Industriebetrieben entstanden, so dass die von diesen ausgehenden Lärmbelästigungen und Verschmutzungen die ohnehin unzulänglichen Lebensbedingungen in den zumeist mehrgeschossigen, in der für die damaligen Zeit typischen Hinterhofbebauung errichteten Mietskasernen zusätzlich beeinträchtigten. Rachitis und Tuberkuloseerkrankungen waren hier eher die Regel als die Ausnahme, Fleckfieber und Typhus durchaus keine Seltenheit. Die Sterblichkeitsrate in Hamburg entsprach Ende des 19. Jahrhunderts insgesamt zwar in etwa dem damals in deutschen Großstädten üblichen Wert, wies aber im Stadtgebiet selbst signifikante Unterschiede auf: Während sie in den gehobenen Wohnvierteln an der Außenalster um etwa die Hälfte unter dem Durchschnitt für das gesamte Stadtgebiet lag, überstieg sie diesen in Eppendorf und anderen Arbeitervierteln am Stadtrand wie auch in den alten Arbeiterquartieren im Innenstadtbereich um mehr als das Doppelte. Hinzu kam, dass die materielle Not viele Arbeiterfamilien gerade in den Stadtrandgebieten veranlasste, Neuankömmlinge aus dem Umland gegen Bezahlung als »Logisgäste« aufzunehmen, was angesichts der ohnehin äußerst beengten Wohnverhältnisse, bei denen nicht selten für vier und mehr Mitglieder einer Familie nur ein Raum zur Verfügung stand, neben hygienischen Problemen nicht selten zu erheblichen zwischenmenschlichen Spannungen führte.<sup>13</sup>

---

13 Ebd., S. 239 ff.; Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt, hrsg. v. Volker Plagemann, München 1984, S. 240 ff.

Noch vor Ausbruch der letzten Choleraepidemie in Hamburg, die im Spätsommer 1892 mehr als 8 000 Todesopfer vor allem in den Arbeitervierteln der Stadt forderte, war es der Familie Kaisen gelungen, aus Eppendorf in die damals noch weitgehend dörflich geprägte Hamburger Landgemeinde Alsterdorf umzuziehen. Zwar lag auch die neue Wohnung in einem eigens für Familien mit niedrigen Einkommen errichteten größeren Mietshaus. Aber es handelte sich um einen Neubau mit vergleichsweise großen und hellen Räumen, so dass der Umzug sowohl von den unmittelbaren Wohnverhältnissen her als auch in Bezug auf das ländliche Umland am neuen Wohnort gerade für die Kinder eine merkliche Verbesserung ihrer äußereren Lebensbedingungen bedeutete, während sich die finanzielle Lage der Familie angesichts der wachsenden Kinderschar eher verschlechterte. Als Bauarbeiter verdiente Hinrich Kaisen für damalige Verhältnisse zwar nicht schlecht, war aber in den Wintermonaten regelmäßig arbeitslos und ohne Einkommen, weil es noch keine Arbeitslosenunterstützung gab. Er versuchte diese Zeiten zwar durch Hilfsarbeiten außerhalb seines erlernten Berufs zu überbrücken, aber das reichte nicht aus, um den Lebensunterhalt für die Familie zu bestreiten, so dass auch alle anderen Familienmitglieder zur Existenzsicherung beitragen mussten: Minna Kaisen arbeitete halbtags als Haushaltshilfe, und die Kinder halfen vor allem dadurch, dass sie Kohlen und Koksreste aus dem Müll der Haushalte in den gehobenen Wohnvierteln sammelten, den die Hamburger Stadtverwaltung im Herbst als Dünger auf die ab geernteten Äcker der Alsterdorfer Feldmark abkippen ließ. Sobald die Kinder alt genug waren, übernahmen dann auch sie bezahlte Nebentätigkeiten: Wilhelms Bruder arbeitete als Handlanger und Botenjunge in einer Bäckerei, er selbst trug Zeitungen aus. Bittere Not blieb der Familie Kaisen insofern erspart, aber das tagtägliche Bemühen, ein einigermaßen auskömmliches Leben führen zu können, und die daraus resultierende Verpflichtung, durch eigene Arbeit einen Beitrag dazu zu leisten, waren Erfahrungen, die Wilhelm Kaisen nicht mehr vergaß, wie nicht zuletzt der Titel seiner Autobiografie erkennen lässt, in dem die Arbeit bezeichnenderweise vor dem Leben rangiert.<sup>14</sup>

---

14 Meine Arbeit, mein Leben, S. 9 ff.; SFB-Interview (s. Anm. 11).



*Wilhelm Kaisen (rechts) mit Geschwistern und Eltern, ca. 1900*

Eine zweite wesentliche Kindheitserfahrung, die für Wilhelm Kaisen besondere Bedeutung behielt, weil sie sich für ihn in späteren Jahren immer wieder bestätigte, war die, dass der familiäre Zusammenhalt eine entscheidende Voraussetzung für die Bewältigung schwieriger Lebensumstände und sein eigenes Wohlbefinden war. Im Vergleich zu vielen Mitbewohnern der Mietskaserne in Alsterdorf, die er in seinen Lebenserinnerungen als verbitterte, vom Leben enttäuschte Menschen charakterisierte, die ihre Lage als persönliche Niederlage empfanden und den Schmerz darüber häufig im Alkohol zu ertränken suchten, führte die Familie Kaisen trotz aller Alltagssorgen ein glückliches Leben. Dies galt nach Wilhelm Kaisens eigenem Empfinden allerdings nur dann, wenn auch sein Vater zu Hause war, der angesichts des merklichen Rückgangs der Bautätigkeit in Hamburg nach dem Boom der Gründerjahre wiederholt auf weit von Hamburg entfernt gelegenen Baustellen arbeitete. Mehr als sechzig Jahre später schilderte er in einem anrührenden, streckenweise ins Sentimentale abgleitenden Beitrag für die Weihnachtsausgabe einer Bremer Tageszeitung, wie sein Vater kurz

vor der Jahrhundertwende einmal nach längerer, beruflich bedingter Abwesenheit just an einem Weihnachtsabend heimgekommen sei und dass das »Verlangen nach Geborgenheit im Elternhaus« damals für ihn »seine unvergessliche Erfüllung« gefunden habe.<sup>15</sup>

Unabhängig davon, ob diese Geschichte authentisch oder eine auf den besonderen Anlass hin zugeschnittene Erzählung ist, zeigt sie exemplarisch den außerordentlichen Stellenwert, den die Familie für Wilhelm Kaisen zeitlebens hatte. Auch nach Abschluss seiner Berufsausbildung und der anschließenden Ableistung der zweijährigen Militärdienstpflicht blieb er bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, d. h. bis zum Alter von 27 Jahren, bei seinen Eltern wohnen; in den 1920er Jahren war es in Bremen die eigene Familie, in der er die Geborgenheit fand, die ihm als emotionale Basis für seine berufliche und politische Tätigkeit so wichtig war. Nach 1933 wurde die Familie für ihn dann zum Schutzraum gegen die latente Verfolgungsdrohung und die alltäglichen Zumutungen des NS-Regimes. Und auch in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte das Bedürfnis, sich ins vertraute häusliche Umfeld zurückziehen zu können, wesentlichen Einfluss auf Wilhelm Kaisens persönliches Befinden. Dies kam z.B. darin zum Ausdruck, dass er bei längeren Reisen in seiner Eigenschaft als Präsident des Senats, auf denen ihn seine Frau nur manchmal begleitete, schrecklich an Heimweh litt und sich in vielen langen Briefen nach Hause sehr persönliche Eindrücke und Stimmungen von der Seele schrieb.<sup>16</sup>

Diese enge Familienbindung trug entscheidend dazu bei, dass Wilhelm Kaisen in seiner Amtszeit als Präsident des Senats jene selbstbewusste Gelassenheit und persönliche Autorität ausstrahlte, die fast alle seine Gesprächspartner von politischen Weggefährten und Widersachern in Bremen bis hin zu bundesdeutschen Spitzenpolitikern und führenden Repräsentanten der

---

15 »Geborgenheit im Elternhaus«, Bremer Nachrichten vom 24.12.1958.

16 Dies gilt besonders für seine beiden mehrwöchigen Reisen in die USA im Frühjahr 1950 und im Sommer 1962, während derer er fast täglich einen Brief an die Familie schickte. Die Briefe befinden sich in seinem Nachlass: StAB 7,97/2-15 und 7,97/2-51. Auszüge aus den Briefen von der ersten USA-Reise hat Kaisen in seine Autobiografie eingearbeitet: Meine Arbeit, mein Leben, S. 294 ff.

Besatzungsmächte und späteren Verbündeten so nachhaltig beeindruckte. Sie hatte jedoch auch eine Kehrseite, die für ihn persönlich vor allem darin bestand, dass er seit seiner Übersiedelung nach Bremen die ohnehin knappe Freizeit, die ihm neben seinen beruflichen und politischen Aktivitäten blieb, fast ausschließlich seiner Familie widmete. Für den Aufbau und die Pflege engerer privater Beziehungen zu Kollegen und Parteigenossen ließ dies keinen Raum, so dass es zwar eine ganze Reihe von Personen gab, die Kaisen persönlich schätzte und deren Rat und Urteil er in seiner politischen Tätigkeit unbedingt vertraute, er aber keine Freunde im klassischen Sinne hatte. Die Folgen für die übrigen Familienmitglieder waren noch weitreichender, weil das Familienbild, das Kaisen im Elternhaus kennen gelernt hatte und für ihn zeitlebens bestimmd blieb, durch und durch patriarchalisch geprägt war. Demnach hatte der Vater vor allem für den Lebensunterhalt der Familie zu sorgen und sie zudem vor Gefährdungen zu schützen, die von außen her drohten, was ihn eben unter anderem dazu veranlasste, seinen privaten Lebensbereich gegenüber der Öffentlichkeit weitmöglichst abzuschirmen. Dagegen bestand die vorrangige Aufgabe der Mutter in der Führung des Haushalts und der Sorge für die Kinder, hinter der alle anderen Aktivitäten im Zweifelsfall zurückzustehen hatten. Kaisen war sich dabei durchaus bewusst, dass dieses Verständnis von innerfamiliärer Arbeitsteilung schwerlich mit der Forderung nach prinzipieller Gleichberechtigung von Männern und Frauen in Einklang zu bringen war, die von Beginn an zu den zentralen programmatischen Grundsätzen der internationalen Arbeiterbewegung und auch der deutschen Sozialdemokratie zählte. Aber er hatte damit offensichtlich ebenso wenig größere Schwierigkeiten wie die meisten seiner männlichen Parteigenossen zumindest bis Mitte der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Für Wilhelm Kaisens Frau Helene bedeutete dies, dass sie nach der Geburt ihres ersten Kindes im Frühjahr 1919 zu Gunsten ihres Mannes und der Familie auf eine politische Karriere verzichtete, die ihr durchaus offen gestanden hätte. Denn sie galt vor Beginn des Ersten Weltkriegs als wohl aussichtsreichste Nachwuchspolitikerin der Bremer SPD und war während des Krieges aktiv an den innerparteilichen Auseinandersetzungen beteiligt, die schließlich in Bremen wie reichsweit zur Abspaltung der USPD führten. Sie beschränkte sich jedoch auf Aktivitäten in der sozialde-

mokratischen Frauenbewegung und der Arbeiterwohlfahrt und setzte dieses vor allem karitative Engagement auch nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft in verschiedenen überparteilichen Organisationen fort. Auf eigene politische Aktivitäten verzichtete sie jedoch weiterhin, obwohl die Kinder inzwischen erwachsen waren, und suchte auch Auftritten aus gesellschaftlichem Anlass nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Damit schuf sie jene Atmosphäre häuslicher Geborgenheit, die Wilhelm Kaisen so viel bedeutete, hatte jedoch weit darüber hinaus maßgeblichen Anteil an seinem politischen Lebenswerk, indem sie bis ins hohe Alter für ihn die wahrscheinlich wichtigste Gesprächspartnerin in politischen Fragen war und dabei mit Hinweisen auf die Konsequenzen anstehender Entscheidungen für die »kleinen Leute« immer wieder als sein »soziales Gewissen« fungierte.<sup>17</sup> Dieser Rolle entsprechend war sie es auch, die fast täglich vielen derjenigen mit unendlicher Geduld zuhörte, die sich in einer persönlichen Notlage vom Bürgermeister Rat und Hilfe erhofften, und bürdete sich damit eine vor allem psychische Belastung auf, die bis an die Grenzen ihrer Kräfte ging und diese in späteren Jahren immer häufiger auch überschritt.<sup>18</sup> Die Kinder schließlich genossen es zunächst, dass sie den Vater, wenn er denn zu Hause war, mit Beschlag belegen durften,<sup>19</sup> hatten es jedoch später schwer, sich vom Elternhaus zu lösen, zumal Vater und Mutter mit vorrückendem Alter zunehmend unter gesundheitlichen Problemen litten und es von daher in Anbetracht der von klein auf erfahrenen Maxime, dass sich schwierige Situationen am besten bewältigen ließen, wenn die Familie zusammenhielt, selbstverständlich war, ihnen zur Seite zu stehen.

- 
- 17 Hartmut Müller, Helene Kaisen. Annäherung an eine Biographie. Kaisen-Lesung am 22. Mai 2013 im Rathaus zu Bremen, Bremen 2013 (= Schriftenreihe Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung, Reihe: Kaisen-Lesung).
  - 18 Mündliche Informationen Hans Koschnick und Ilse Kaisen.
  - 19 Wilhelm Kaisens Tochter sprach noch 70 Jahre später voller Wärme davon, dass ihr Vater in den 1920er Jahren des Öfteren sie und ihren knapp ein Jahr älteren Bruder rechts und links auf seinen Knien sitzen hatte, während er zu Hause Zeitungsartikel verfasste.